

50 Jahre Stonewall 17

sonnabend/sonntag, 22./23. juni 2019 **taz** am wochenende



Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist bunt. Aber was siehst du hier? Und was sieht der Mensch auf dem Bild? Denn klar, die auf dieser Seite abgebildete Person wird nicht nur betrachtet, sie schaut auch zurück. Als müsse sie wissen, ob eine Gefahr ausgeht von denen, die sie anschauen.

Der Fotografin Anja Weber gelingt es mit dem Projekt „Serious Game“, das vor zehn Jahren als audiovisuelle Installation in Zusammenarbeit mit 26 internationalen trans und homo Aktivist*innen entstand, den Blick hinter dem Blick einzufangen. Zu Recht. Denn die Abgebildeten müssen etwas verteidigen: ihr ureigenstes Ich. Das lässt sich nicht in Kategorien pressen, männlich, weiblich, die wie eingeschlagene Pflöcke und, so wird fälschlicherweise angenommen, verlässlich sind. Was aber ist, wenn männlichweiblich verschmelzen?

„I am a developing human being“ – ich bin ein sich in der Entwicklung befindendes menschliches Wesen“, sagt eine*r der Porträtierten.
Der Themenschwerpunkt zum 50. Jahrestag des Protestes von Homosexuellen in New York nach einer Razzia im Stonewall Inn auf der Christopher Street, der der Schwulenbewegung ihre Initiationskraft gab, wird hier und auf den Seiten 20 bis 22 mit Porträts des Projekts „Serious Game“ bebildert. Denn die Schwulenbewegung hat mehr bewirkt als die Abschaffung des Paragraphen 175, der homosexuelle Handlungen unter Strafe stellte. Sie hat auch die Frage nach sexueller Identität gestellt und die erschöpft sich nicht in zwei Variationen. „The binary system is the problem, nature in itself is diverse“ – das binäre System ist das Problem, die Natur an sich ist divers, sagt eine*r der Porträtierten.

Audiovisuelle Installation „Serious Game“: Anja Weber und Sabine Ercklentz

Der Anfang von Freiheit

In der New Yorker Bar Stonewall Inn begann vor 50 Jahren eine Befreiungsbewegung. Bei einer Razzia wehrten sich Homo- und Transsexuelle erstmals mit Gewalt gegen Diskriminierung. Bis heute erinnert der Christopher Street Day daran

Von **Jan Feddersen**

In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni 1969 war die New Yorker Bar Stonewall Inn in der Christopher Street wieder einmal Opfer einer polizeilichen Razzia. Aber erstmals in der Geschichte der „Queers“, der Schrägen, der Schwuchteln und der Hinterlader*innen wurde diese Zumutung, die nach Erpressung und öffentlicher Bloßstellung roch, zurückgewiesen. Und zwar, und das ist die Pointe, nicht mit gutem Gegebenen, sondern militant. Sogar Steine sollen geflogen sein. So geht die Überlieferung, so wird das Märchen vom Aufstieg der modernen Bewegung der Schwulen und Lesben und Trans* und Intersexuellen erzählt. Eine Story, die davon kündigt, aus subkulturellen Kellern ins Licht der politischen Selbst-

ermächtigung gefunden zu haben. Jedes Jahr erinnert der Christopher Street Day an die Ereignisse von 1969.

„Stonewall“ ist seither die Chiffre für den Beginn einer Bewegung von Schwulen, Lesben und Trans*menschen, die die heterosexuell orientierten Privilegien anfechten: Wir ducken uns nicht mehr, wir lassen uns Gewalt nicht mehr gefallen. Dieser Befreiung widmete der US-amerikanische Künstler George Segal ein Denkmal. Gegenüber der Bar steht in einem kleinen Park an der Christopher Street ein Ensemble aus Gips: zwei Paare, ein männliches, ein weibliches, die Präsenz von gleichgeschlechtlich Begehrenden, sich Liebenden.

Die Bar gibt es noch immer, kein Chichi-Interieur, üblicher

Bierschwemmenlook, aber wie alle Bars von Schwulen und ihren Freund*innen ist auch sie eher mäßig besucht. Seit den errungenen Liberalisierungen und Freiheitsgewinnen ist es um die Präsenz von öffentlichen Lokalen von Schwulen und Lesben eher schlecht bestellt, überall auf der Welt.

50 Jahre Kampf um Freiheit Neulich, zum Jahreswechsel, war das Stonewall Inn prall gefüllt, zumal ein Star zu Gast war, dem es sehr daran gelegen war, diesen Ort zu würdigen: The one and only Madonna, die ihre gesamte Karriere auf die Unterstützung von Schwulen und Lesben aufbauen konnte. Sie sagte: „Ich stehe hier stolz an dem Ort, wo Pride seinen Anfang nahm, dem legendären Stonewall Inn.“



Wie eine Bar zum Symbol wurde
Foto: Fred W. McDarrah/getty

Man komme zusammen beim Jahreswechsel, um „50 Jahre Revolution, 50 Jahre Kampf für Freiheit, 50 Jahre von Blut, Schweiß und Tränen“ zu feiern.

Sie hat ja recht: Es gab in der Nacht Festnahmen, darüber hinaus Misshandlungen, Schläge und Verletzungen. Die „Riots“ dauerten Tage, „Gay Power!“ war der Schlachtruf der Nächte.

Aber wie auch Madonna selbst, wie alle Ikonen, die Schwule und Lesben verehren, haben auch die sogenannten Stonewall Riots viel an sich, das womöglich nicht stimmt. Jedenfalls nicht in den Einzelheiten. Die gängige Erzählung lautet, dass hauptsächlich weiße homosexuelle Männer in dieser Nacht für die Freiheit kämpften. Aber ist es so gewesen? War der Aufstand womöglich gar nicht durch diese in Schwung gekommen, sondern durch die Dragqueens und Trans*personen? Waren afroamerikanische Homos dabei, Latinos? Und wie war es um die Lesben bestellt?

Die einen sagen so, die anderen so. Tatsache ist, dass die allermeisten Besucher*innen des Stonewall Inn Männer waren, und Dragqueens. Männer im Travestielook, die geschlechtliche Ambivalenz aus Weiblichem und Männlichem mit Lust ausleben. Frauen wurden an dem Abend gewiss auch gesehen, People of Color ebenso – das Viertel, in dem die Bar liegt, war nicht so hip, so teuer und durchsanitert wie heutzutage. Es war das damalige Jerusalem der Singer-Songwriter. Künstler*innen wie Bob Dylan, Joni Mitchell und viele andere hatten ihre ersten Performances in Lokalen des Viertels. Es mischte sich dort, was nichts mit dem Mainstream des sauberen Amerika zu tun hatte.

Kinder ihrer Zeit

Schon vor den Aufständen in New York im Sommer vor 50 Jahren hat es intensiv arbeitende Bewegungen gegeben, die für ein Recht auf Sichtbarkeit von Lesben oder Schwulen kämpften. Sie wollten zum Gegenstand öffentlichen Sprechens werden, sie wollten endlich sagbar sein und selbst das Wort erheben. Alles, damit der heterosexuelle Mainstream nicht mehr weiter ungefochten sein Gift und seine Gehässigkeiten verbrei-

ten und seine Macht der Entwertung ausüben konnte.

Wer kürzlich die TV-Serie „Masters of Sex“ über die medizinisch-sexualaufklärerische Arbeit der US-Amerikaner Virginia Johnson und Bill Masters sah, konnte dies als akkurates Dokument einer Zeit lesen, die unmittelbar vor den Stonewall-Inn-Unruhen lag. Eine Zeit, als es „Women’s Lib“, den Feminismus, schon gab, als Andy Warhol längst berühmt war und die antirassistischen Kämpfe mit Martin Luther King an der Spitze begannen, öffentlich für die Bürgerrechte von Schwarzen einzustehen.

„Masters of Sex“ zeigt, dass jedes Reden über Sexuelles skandalös war, igit, schmutzig und

jeder Hinsicht mit Berufsverböten zu rechnen, wurden sie als Queers kenntlich.

Die Aktionen in und vor dem Stonewall Inn passten natürlich ins gesellschaftliche Klima ihrer Zeit. Sie wurden jedoch wie ein wirklich gutes, spannendes, nie endendes Märchen immer weiter erzählt, und zwar global. Der australische Politikwissenschaftler Dennis Altman hat in seinem Buch „Queer Wars“ (auch auf Deutsch erschienen) penibel die Folgen der militanten Impulse von New York City im Juni 1969 nachgezeichnet. Sein Buch beschreibt die Fortschritte und die stetigen Kämpfe der LGBTIQ-Bewegung in den letzten Jahrzehnten, durchaus auch in Ländern, in denen man es nicht erwartet.

Von „Stonewall“ ins Heute

In fast allen Ländern der Welt, momentan besonders intensiv auf dem asiatischen und dem afrikanischen Kontinent, arbeiten Lesben und Schwule mit energischer Kraft an ihrer Präsenz in ihren jeweiligen Staaten. Sie wollen Freiheitsgewinne erzielen, von denen ihre Vorfahren nicht einmal ahnten, dass sie möglich sein könnten. Das Südafrika Nelson Mandelas zum Beispiel war ein Staat, der durch seine Verfassung LGBTIQ-Menschen bestens schützte. Aber auch in Ländern wie dem Kongo, Gabun, Ruanda, diskreter auch in Ghana und Senegal sind queere Bürgerrechtsgruppen unterwegs, um ihr schlichtes Sein zu artikulieren.

Allerdings: In arabischen Staaten ist Homosexualität meist mit der Todesstrafe belegt. Hier herrschen Verhältnisse, die Schwule und Lesbische ohne Erbarmen bedrohen.

Ob das entmutigen muss? Wozu wäre das gut? In der Nacht zum 28. Juni 1969 wären den Kämpfenden, gleich welcher Herkunft, solche Fragen absurd vorgekommen. Sie wollten, wie alle Queers weltweit, in Ruhe und unbehelligt leben, privat und öffentlich. So wie alle.

„Stonewall“ war ein Anfang von Freiheit – und zwar ein hart erkämpfter. Erst vor Kurzem hat sich New Yorks Bürgermeister Bill de Blasio im Namen der Polizei seiner Stadt für die Razzien von damals entschuldigt. Gut so, immerhin.



Die Aufstände dauerten Tage, „Gay Power!“ war der Schlachtruf der Nächte

darum den Weg über die sauber anmutende Medizin nehmen musste, um so etwas wie sexuelle Selbstbestimmung zu thematisieren. Schwule oder lesbische Organisationen hatten es schwer. Sie hatten ihre Gründe, nicht militant zu werden, sie wussten, dass sie in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft jener Jahre Aussätzige werden würden, käme ihre Art des Liebens und Begehrens öffentlich heraus: misfits, nicht gesellschaftsfähig, Verstoßene und zum Verstecken Gezwungene.

Nicht nur moralisch, sondern ganz handfest: Lesben und Schwule, von Trans*personen ganz zu schweigen, hatten in

Anzeige

RBB IS COMING OUT.

SCHWUL-LESBISCHE FILMREIHE.

RBB QUEER
DONNERSTAGS, KURZ VOR MITTERNACHT
AB 27. JUNI

BLOSS NICHT LANGWEILEN

Alles cool mit schwul?

Schwul ist cool? Allein die Fragestellung klingt so neuzeitig, dass die Antwort auf der Hand liegt: Schwul ist so langweilig geworden, dass von „cool“ eigentlich gar keine Rede mehr sein kann – und das ist gut so.

In besagten Neunzigern und frühen Nullerjahren wurde das ja tatsächlich so diskutiert: Nach dem Abklingen der Aids-Krise, die den Homosexuellen zugleich eine größere Sichtbarkeit und damit einhergehende größere gesellschaftliche Akzeptanz beschert hatte, galten Homos eine Zeit lang tatsächlich als „cool“. Just zu der Zeit nämlich, als in Berlin die Ausdrucksformen von Loveparade und der hierzulande als „CSD“ bezeichneten Gay Pride begannen, in einander zu verschmelzen. Insbesondere die schwulen Männer galten nun als wandelnde Maskottchen der sich rasch globalisierenden Welt. Herausgelöst aus familiär-traditionellen Bindungen und allzeit den Rollkoffer gepackt, um an einem anderen Ort in der Welt zu feiern oder zu arbeiten. Schwule wurden zur attraktiven Zielgruppe, galten als reise- und konsumfreudig. Und weiterhin als ir-

gendwie schrill-interessant-gut-aussehend – und so weiter. „Cool“ halt.

Heute, 50 Jahre nach Stonewall und 25 Jahre nach der endgültigen Abschaffung des Strafrechtsparagrafen 175, der schon 1994 längst nur noch in abgeschwächter Form galt, sind nun hierzulande auch die letzten Hürden genommen, die Gleichstellung erreicht. Nach dem zähem Ringen um die sogenannte „Ehe für alle“ ist nun auch sie geöffnet und zugänglich für alle Menschen, gleich welcher sexuellen Orientierung.

Geschenkt wurde den LGBTI* nichts, das stimmt, doch unterhalb der Ebene politischen Ringens war längst ein liberaler Alltag eingekührt und eine neue Generation herangewachsen, für die es – bei allen Schwierigkeiten, die es noch immer gibt – wesentlich leichter geworden ist, sich als schwul oder lesbisch zu outen. Ganz einfach auch, weil sie meist in Elternhäusern aufgewachsen sind, in denen Homosexualität nicht mehr in dem Maße als Tabu gilt, wie es noch bis in die 1980er Jahre üblich war. Wer heute 20 oder 25 Jahre alt ist, hat keine Eltern mehr, die noch den Zweiten

Weltkrieg erlebt haben und denen in der Schule beigebracht wurde, dass Homosexualität eine strafbare Handlung ist.

Und zugleich hatte diese Generation der „Digital Natives“ von Anfang an Zugriff auf das gesamte Wissen der Menschheit, inklusive Werken der Sexuaufklärung sowie auch pornografischen Ausdrucksformen

ja

jeder Art. Ein Unterschied ums Ganze, wenn man sich im Internet Rat und womöglich sogar Gleichgesinnte suchen kann, anstatt auf „Dr. Sommer“ in der Zeitschrift *Bravo* angewiesen zu sein. Tausende Homosexuelle, Achtung Scherz, warten noch heute darauf, dass die von Dr. Sommer postulierte „Phase“ irgendwann vorbeigeht.

Und was für eine Aufwallung war es, als seinerzeit in der „Lindenstraße“ der erste homosexuelle Charakter auftauchte. Und

heute? In sämtlichen populären Netflix-Serien sind Homosexuelle selbstverständlicher Bestandteil oder sind gar tragende Protagonisten wie bei „Modern Family“ oder „Grace & Frankie“. Und ja, es macht einen Unterschied, wenn es Role-Models gibt, die mit einer Selbstverständlichkeit daherkommen. In meiner Jugend hingegen wurde

Weg zu einem solchen Bewusstsein sind, das Leben schwer. So bleibt „schwul“ ein beliebtes Schimpfwort und homosexuelle Teenager begehen noch immer häufiger Suizid als heterosexuelle Gleichaltrige. Doch die Perspektive hat sich verändert, ein „It gets better“ ist im Gegensatz zu früheren Zeiten ganz klar in Sichtweite: Ein glückliches Leben als Homosexueller ist möglich. Mit allen Wahlfreiheiten, die nur denkbar sind. Man kann heiraten, eine treue Beziehung führen oder der Promiskuität frönen – dank der Medikamente HAART und PrEP sogar ohne HIV-Damoklesschwert, das einem über dem Kopf schwebt.

In vielen Familien von heute ist es auch längst nicht mehr opportun, einem eventuell homosexuellen Kind durch schlechte Gefühle einen schlechten Start zu verpassen. Die Sensibilität ist gewachsen, auch wenn der eine oder andere Elternteil sich noch immer einen Ruck geben muss. Insbesondere Väter, die sich mit einem schwulen Sohn abfinden müssen. Doch in den Freundeskreisen und Familien gehören Schwule und Lesben ja eben längst dazu, sind Patentanten. Oder

der einzige schwule Charakter der Blockbuster-Serie „Denver-Clan“ („Dynasty“), Steven Carrington, im Laufe des Geschehens zwangsheterosexualisiert, weil Werbekunden abzuspringen drohen.

Ja, noch immer ist ein Coming-out leider mit einigen Hürden versehen, die man nicht kleinreden sollte. Gerade junge Menschen, die sich ihrer Sexualität noch nicht richtig bewusst sind, machen andere jungen Menschen, die auf dem

man kennt queere Eltern aus der Kita oder der Grundschule, die eigene Kinder haben. Für eine Kultur der Selbstverständlichkeit ist das mindestens so wichtig wie schwule Bürgermeister, lesbische Ministerinnen und Transfrau-Offizierinnen, die als Leuchttürme der Gleichberechtigung fungieren.

Was nun nach all der Normalisierung ein wenig fehlen mag, ist das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Statt einer irgendwie verruchten Minderheit anzugehören, die sich heimlich, still und geheimnisvoll in dunklen Kaschemmen hinter mit Klingeln bewehrten Türen trifft, gehört man nun zur Gruppe all jener irgendwie gleich aussehenden Individualisten. Mit Bart und Tattoos und Topfpflanze im Zimmer, die ihre Quinoa-Curry-Bowls an langen, großen Restaurant-Tischen verspeisen – die über die Vereinzelnung der Menschen hinwegtäuschen sollen – und alles vor dem ersten Bissen noch schnell auf Instagram stellen. Und mit Dating-Apps rumdaddeln.

Homosexuelle sind also cool, ja. Genauso cool wie alle anderen eben auch.

Martin Reichert

Es ist für Opfer nie leicht, die zugewiesene Herr-Knecht-Ordnung zu überwinden. Und genau das waren schwule Männer und lesbische Frauen, sie hauptsächlich, in der heteronormativen Welt – Opfer. Sich davon zu verabschieden, als Homo untertänig sein zu müssen, ist schwer. Die ganze Welt auf das Selbstverständlichste zu nehmen, als gleichgeschlechtlich Liebende und Begehrende souverän über den eigenen gesellschaftlich Status zu werden, ebenfalls.

So wie Frauen lernen mussten und müssen, nicht mehr dem Mann als solchem untertan zu sein, so müssen Homosexuelle sich mühselig daran gewöhnen, dass es anderen nicht zusteht, sie als Schwule und Les-

zu fühlen nahelegt, das sei alles Schnee von gestern. Nachhaltig getaut, der ganze existenzzerstörende Strafrausch. Doch die meisten der Betroffenen leben noch, sie wissen, wie es war. Und sie wissen auch, dass jeder Freiheitsgewinn seither schwer errungen werden musste. So auch die vollständige Beseitigung des Paragrafen 175 – die nur zustande kam, weil die DDR-Unterhändler*innen im Einigungsvertrag mit der BRD (unter Leitung von Wolfgang Schäuble) darauf bestanden. Bis hin zum Jahr 2017, als der Bundestag gegen die meisten Abgeordneten der CDU/CSU die Ehe, die bisher heterosexuelles Privileg war, auch für schwule und lesbische Paare öffnete.

Mit anderen Worten: LGBTI*-Leute bekamen und bekommen

lich, möchten auf keinen Fall und wenn, dann nur, wenn es gar nicht zu verhindern ist, dass ihre Kinder homosexuell sind. Coming-out-Altersstufen sind immer noch nicht parallel zu denen des sexuellen Erwachens, bei heterosexuellen Gleichaltrigen ist das meist die Pubertät. Doch ein Coming-out findet allermeist nicht in der Ausprobierphase des Heranwachsenden statt, sondern vier bis fünf Jahre danach. Und das erst nach teils monströsen Versuchen der Betroffenen, vielleicht doch noch das elterlich Gewünschte zu schaffen: familiär die heterosexuelle Norm zu erfüllen, und sei sie noch so sanft vermittelt.

Allen antihomophoben Lehrbüchern in deutschen Schulen, allen liberalen Bildungsplänen zum Trotz ist das Wort „schwul“ auf deutschen Schulhöfen eines mit üblem Schmähegehalt. Und unter Mädchen ist die Attributierung als „lesbisch“ auch kein Hinweis auf große Beliebtheit.

Deutschland ist sogar, im Vergleich mit den Niederlanden, Frankreich, Schweden oder Irland ein Fall besonders kalter Herzen, was die Lockerung in puncto „homo“ anbetrifft. Womöglich ist das ein Erbe der aggressiv ausgeübten Macht der Amtskirchen. Gerade nach der NS-Zeit waren die durchweg antischwul, antilesbisch, ganz der heteronormativen Ordnung verpflichtet.

Heute herrscht der Gemütszustand im Mainstream, dass man sie, die Homos, zwar schon hinnehmen muss, sie jedoch nicht prinzipiell für gleichwertig und vorzeigbar als eigenen Nachwuchs hält. Das hält sich besonders in den bildungsbürgerlichen Mittelschichten und ist wahrlich keine Spezialität der von ihnen verachteten „Unterschichten“. Eher im Gegenteil. Die Verbürgerlichung der Homosexuellen, ihre Integration ins Gewöhnliche – sie steht aus

Jan Feddersen

nein

ben zu diskreditieren. Oder sie zu entwerten, zu übersehen, nichtig zu machen oder gar zu ermorden, weil sie sind, wie und was sie sind.

Als 1969 in New York City die Aufstände von Schwulen, Dragqueens und Lesben gegen eine aggressive und heterosexuelle Polizei begannen, war in der Bundesrepublik erst einige Tage zuvor das grundsätzliche Verbot homosexueller Praxis aufgehoben worden. Der Bundestag hatte sich gegen die erdrückende Mehrheit der sogenannten Volksstimmung entschieden, den Paragrafen 175 so zu liberalisieren, dass einvernehmlicher Sex zwischen zwei Männern nicht mehr strafbedroht war.

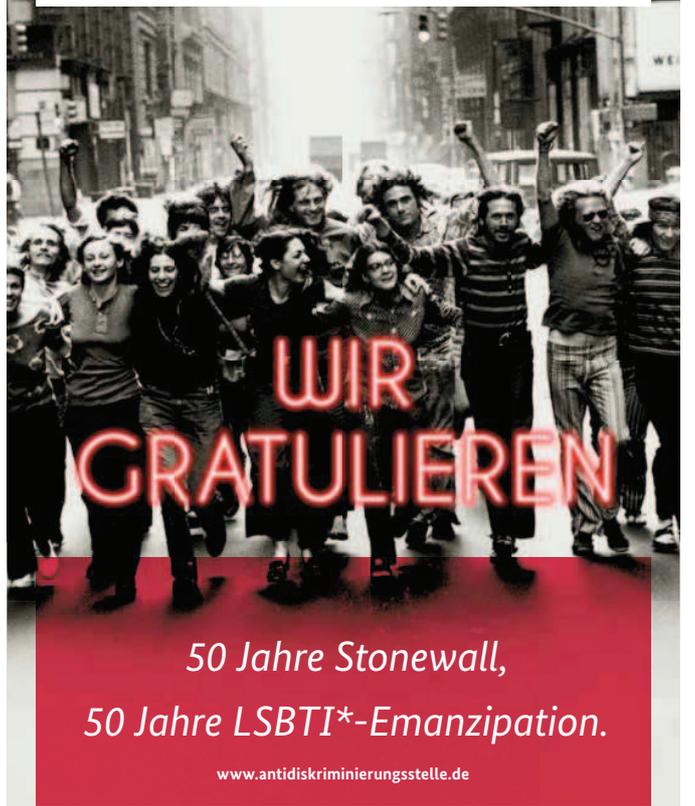
Das ist alles noch nicht lange her, auch wenn der Abstand von 50 Jahren jüngeren Menschen

politisch und kulturell nichts geschenkt. Das, was besser wurde, war auch Teil der Lockerung aller Sittenverhältnisse, die ohnehin seit den sechziger Jahren die Republik umwälzte.

So bleibt es zäh mit der Liberalisierung, auch heute noch. Lesbische und schwule Menschen mussten lernen, sich zu wehren und nicht jeden Anflug von Aggression gegen sich als Impuls zum Weglaufen zu nehmen. Homophobie ist illegitim geworden, moralisch verpönt, ethisch fundamental so anrüchig wie Rassismus. Das ist der entscheidende Fortschritt seit den späten sechziger Jahren.

In Deutschland aber bleibt zu konstatieren: Für Jugendliche kann es ein Faktor größter Zukunftsangst sein, schwul oder lesbisch zu sein. Manche Eltern, fragt man sie nur gründ-

Anzeige

50 Jahre Stonewall,
50 Jahre LSBTI*-Emanzipation.

www.antidiskriminierungsstelle.de

Gay Liberation Front Poster Image, 1970 © 1987 The Peter Hujar Archive LLC



Homokomplexe Gemengelage

Im Schwulen Museum Berlin geht es ab: Alt gegen Jung, Homo gegen Queer, Lesben gegen Schwule, Leute mit einer Heimat gegen Leute mit keiner. Das Gute: Man streitet sich

Gesprächscollage Viktoria Morasch

Birgit Bosold: Wir beschäftigen uns im Schwulen Museum im Grunde mit der Frage, warum Sexualität so ein besonderer Bereich der menschlichen Existenz ist – warum sind wir hier so verletzlich? Warum ist Sexualität so ein relevantes Feld für die Konstituierung von Herrschaft? Warum ist es eigentlich so wichtig, wer mit wem vögelt?

Till Amelung: Diversity finde ich ein Stück weit verlogen, in dem Sinne, dass man leugnet, dass es Grenzen gibt. Junge Queerfeministinnen erwarten von Transleuten, von Schwulen, von Lesben, dass sie die utopisch neuen Menschen sind. Dass sie Geschlecht und sexuelle Orientierung in ihrer Unterschiedlichkeit hinter sich lassen. Ich glaube, das wird nicht funktionieren.

Wolfgang Theis: Wenn ich heute zwanzig wäre, würde ich vielleicht auch Kategorien runterbeten wie alle anderen auch, cis, non-binär und so weiter. Das sind Worthülsen, nicht mit Inhalten gefüllt. Jetzt bin ich halt ein alter weißer schwuler Sack.

Birgit Bosold: Ich bin seit 2006 im Vorstand des Schwulen Museums. Auch wegen meiner kaufmännischen Expertise wurde ich gefragt, ob ich das machen will, als erste Frau damals. Ich habe eine aktivistische Biografie und sah, dass das Museum eine interessante Plattform für queere Politik ist.

Das Haus ist bis heute stark vom Aktivismus geprägt. Die Leute machen nicht nur einen Job, sondern es geht um was, um Identität, um die Anerkennung ihrer Lebensentwürfe, ziemlich basale Sachen. Deswegen gibt es auch mehr Konflikte als in anderen Läden.

Till Amelung: Angefangen hat das Museum als Privatinitiative, um überhaupt das, was an lesbischer und schwuler Geschichte auch durch den Nationalsozialismus in Vergessenheit geraten ist, wieder zu entdecken und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ich würde den Wandel so beschreiben, dass der Fokus zuerst auf schwuler Geschichte war, die Lesben waren schon dabei, aber für die gab es auch feministische Archive. Im Laufe der 90er und vor allem ab den Nullerjahren ging es dann um die Frage von Versteigerung und institutioneller Förderung, da kamen auch Ansprüche von der Politik an das bis dato ehrenamtlich geführte Projekt. Es hieß, man solle das ganze Spektrum abbilden. Ab 2010 kam Trans dazu, dann Inter und Queer. Ich glaube, da sind Dinge nicht so ganz durchdacht worden. Die Politik wollte alle zusammenpacken, an eine Stelle Geld verteilen und: „Hier, macht mal!“ Dass aber diese verschiedenen Gruppen ihre eigenen Geschichten mitbringen und sich teilweise voneinander abgrenzen, wurde nicht bedacht. Aus schwuler Perspektive geraten Transleute, die heterosexuell sind, zum Beispiel aus dem Blick.

Die haben nichts mit schwul oder lesbisch zu tun, nur weil sie trans sind. Ich selbst bin ein schwuler Transmann, ich sehe vieles, was aktuell im Museum gemacht wird, kritisch.

Birgit Bosold: Wir sind weltweit die größte und älteste Institution für queere Geschichte und Kultur. Unser Archiv besteht aus Nachlässen, die uns geschenkt werden. Wir haben 1,5 Millionen Dokumente und Objekte. Über 10.000 künstlerische Werke, noch mehr aktivistische Dokumente – Flugblätter, Plakate, Buttons, aber auch Schallplatten, Abrechnungen, Steuererklärungen. Wir haben eine Sammlung der rosa Dinge. Höchstens zehn Prozent unseres Bestands sind archi-



Brauchten wir früher Quittungen, fragten die Leute: Schulumuseum? Nein, schwul, mit w!

Wolfgang Theis

varisch aufgearbeitet, für den Rest fehlen die Ressourcen.

Peter Rehberg: Ich bin hier in der Funktion des Archiv- und Sammlungsleiters. Was wir hier machen, hat drei Säulen: Wir sind ein Archiv, ein Ausstellungsbereich und ein Veranstal-

tungsort. Wir sind ein queerer Ort mit einer schwulen Geschichte, der dabei ist, auszuhandeln, wie man dieses Verhältnis als ein nichtdestruktives gestalten kann. Das Museum hat auch eine affektive Dimension, man stößt auf Geschichten von Menschen, die verfolgt wurden, und man realisiert, meine Güte, das war vor 70, 80 Jahren in diesem Viertel, in dieser Stadt, das waren Leute mit Lebensentwürfen, die denen von mir und meinen Freunden ähneln. Das ist unsere Geschichte, und wenn wir uns nicht darum kümmern würden, würde das keiner machen.

Wolfgang Theis: Ich bin 1970 nach Berlin gezogen. Die Schwulenbewegung hat ja nach einer euphorischen Phase dieselbe Entwicklung genommen wie die Studentenbewegung, zu Beginn war alles eins: da waren die homosexuellen Männer, wenig später stießen die homosexuellen Frauen dazu, das hat sich dann schnell wieder auseinanderdividiert, weil es nicht zusammenpasste. Erst durch Aids hat sich eine Professionalisierung ergeben, weil man wieder einen Feind hatte. Es gab Leute, die sagten, Homosexuelle sind bindungsunfähig, nicht solidarisch, die werden sich nicht um ihre Kranken kümmern, und dem musste man was entgegenzusetzen. Da, in den 80ern, haben sich diese Gruppen entwickelt, die dann schnell staatliche Gelder gekriegt haben: die Aids-Hilfen, die Gesundheitsvorsorge, das Schwule Museum. Das war am 6. Dezember 1985. Ein Jahr vor-

10 Tausend gleichgeschlechtliche Paare heirateten im 1. Jahr nach Einführung der „Ehe für alle“ in Deutschland

Quelle: dpa

40 Prozent der Deutschen wäre es unangenehm zu erfahren, dass eines ihrer Kinder schwul oder lesbisch ist

Quelle: Antidiskriminierungsstelle des Bundes

her haben wir die berühmte Ausstellung „Eldorado“ im Berliner Stadtmuseum gemacht, über das Schwule und lesbische Berlin der 20er Jahre, das war die erste Ausstellung in einem öffentlichen Museum dazu weltweit. Ein Riesenerfolg. Es gab eine große Aufregung im Museumsverein, 5 Leute traten aus und 50 neue ein. Dann dachten wir, jetzt müssten sich die historischen Museen auch um diese Themen kümmern; da dem aber nicht so war, haben wir das Schwule Museum gegründet. Das war eine rein männliche Geschichte, wir haben die Lesben gefragt, aber sie hatten keine Lust. Weil Schwule für Frauen genauso patriarchalisch geprägt waren wie alle anderen auch. Irgendwann haben wir dann eine Lesbe, Frau Bosold, an Land gezogen und die hat angefangen, lesbische Ausstellungen zu machen. Seither hat sich das dynamisiert. Lange Zeit hatten wir ruhiges Fahrwasser, weil wir mit dem Aufbau der Institution beschäftigt waren und uns wenig um die politischen Querelen innerhalb der Szene gekümmert haben. Die haben uns inzwischen voll eingeholt.

Birgit Bosold: Wir haben 2017 einen postkolonialen Schwerpunkt gemacht, der sicher was verändert hat im Haus, 2018 das Jahr der Frauen, dieses Jahr machen wir einen Transschwerpunkt. Das sind, glaube ich, die Hausaufgaben, die wir machen müssen, wenn wir wollen, dass dieses Haus in zehn Jahren noch da ist. Die Öffnung des Hauses war bisher von denen, die aktiv mitarbeiten, getragen – vor allem von den Gründungsmitgliedern. Umso mehr überraschte mich die Eskalation im Zusammenhang mit dem Jahr der Frauen, die sich bei den Neuwahlen zum Vorstand letztes Jahr zuspitzte. Es ging darum, so eine Formulierung aus dem Flurfunk, dass der bestehende Vorstand vom Hof gejagt werden soll. Es ging um eine Richtungsentscheidung und wir haben dann natürlich getrommelt und Wahlkampf gemacht. Etwa 50 neue Leute sind eingetreten, haben mit abgestimmt. Das hat dazu geführt, dass der bestehende Vorstand und sein Team bestätigt wurde. Un-

Wer spricht?

Birgit Bosold
Seit 2006 als erstes weibliches Mitglied im Vorstand des Schwulen Museums und dort Kuratorin.

Till Amelung
Arbeitet im Bereich der geschlechts-sensiblen Gesundheitsförderung, ist Autor, Dozent und langjähriger Besucher des Schwulen Museums.

Peter Rehberg
Seit Juni 2018 Archiv- und Sammlungsleiter des Schwulen Museums. Er forscht und lehrte zu Queer Theory und Popkultur in den USA.

Recep Özdas
Verließ aus politischen Gründen die Türkei, promoviert zum Thema „Konstruktion von queeren Räumen und politische Partizipation“ und war drei Monate Praktikant im Schwulen Museum.

Wolfgang Theis
Filmwissenschaftler, langjähriger Leiter des Fotoarchivs der Deutschen Kinemathek, Mitgründer und Ausstellungsmacher des Schwulen Museums.

Das Schwule Museum in Berlin-Tiergarten gibt es seit 1985. Neben dem Vorstand sind dort etwa 50 Ehrenamtliche und Hauptamtliche tätig.

sere Kampagne wurde uns als illegitime Manipulation vorgeworfen. Das Schwule Museum ist aber nicht Privatbesitz eines wie auch immer historisch gewachsenen und ja auch immer zufällig zusammengesetzten Vereins. Finanziert werden wir aus öffentlichen Mitteln und deshalb gehört das Museum – so verstehe ich das – allen Queers in der Stadt.

Recep Özdas: Ich bin 29 und letzten September aus der Türkei nach Berlin gezogen, um hier meinen Doktor zu machen. Ich habe meinen Job an der Uni in der Türkei aufgegeben, weil es politisch und sozial immer schlimmer wurde. Ich bin kurdisch und halb-armenisch, ich habe auch iranische Wurzeln – der Mittlere Osten eben, alles ist vermischt. Meine Familie definiert sich als kurdisch-muslimisch, ich bin kein praktizierender Muslim. Ich bin außerdem ein schwuler Mann, vielleicht helfen diese Informationen. Im Schwulen Museum habe ich drei Monate lang ein Praktikum gemacht. Ich mag den Ort, aber ich glaube, wir Queers brauchen keine offizielle Geschichtsschreibung, wir müssen die Dinge nicht so formalisieren wie alle anderen. Ich weiß, dass auch unterdrückte Minderheiten eine Erinnerung brauchen, aber ich finde, sie sollte anders zustande kommen, mit anderen Techniken. Das Schwule Museum ist mainstream. Die alten schwulen Männer im Museum wollen den Raum nicht teilen, aber sie müssen mit ihren Privilegien aufhören. Die jüngeren schwulen Männer sind sich dessen sehr bewusst, aber irgendwie können sie nichts ändern. Die letzte Vorstandswahl hat etwas geändert, glaube ich. Es gab Debatten um Feministinnen und Queerfeministinnen, das war spannend.

Wolfgang Theis: Im Nachhinein war es schade, dass die Lesben sich abgespalten haben. Wir haben aber auch dazu beigetragen, wir hätten uns mehr um sie bemühen müssen.

Birgit Bosold: Diese Allianz zwischen Schwulen und Lesben – ob die so sinnvoll ist? Ich glaube, es ist ein kolossales Missverständnis, dass für beide Gruppen dasselbe Wort benutzt wird: homosexuell – und dass daraus gleiche oder ähnliche Interessen abgeleitet werden. Ich glaube, dass es vollkommen richtig war, dass sich die 70er-Jahre-Lesben verabschiedet haben und in die Frauenbewegung gegangen sind. Für lesbische Frauen geht es in erster Linie um die Kritik der Geschlechterhierarchie, um eine feministische Agenda also, und die war und ist für die schwule Emanzipationsbewegung wenig relevant. Denn bis du mal diskriminiert wirst als Lesbe, bist du schon tausendmal diskriminiert als Frau.

Till Amelung: Ich möchte mich da nicht aus dem Fenster lehnen und etwas unterstellen, aber ich habe gehört, dass Frau Bosold ein Problem mit Männern haben soll. Wir sind an dem Punkt, dass von ihr als Vorstand Kritik an schwulen Themen kommt. Aber das ist doch ein schwules Museum? Das hat als Sammlung von schwuler Geschichte angefangen.

Birgit Bosold: Ein Problem mit Männern? Ich bin einfach Feministin. In meinem Verständnis muss queere Politik feministische Anliegen und den Kampf gegen Sexismus und Misogynie selbstverständlich und zentral auf der Agenda haben.

Wolfgang Theis: Es gibt schon Gemeinsamkeiten zwischen Schwulen und Lesben, dass man außerhalb der Norm steht. Die Norm wird ja heute mehr in-

frage gestellt, aber früher gab es nur Mann/Frau/hetero. Schwule wissen wenig über Lesben, Lesben wissen wenig über Schwule. Die Gesellschaft hat sich nicht verändert, weil Schwule für ihre Rechte eingetreten sind, sondern weil es eine starke Frauenbewegung gab, die viele Verhältnisse zum Tanzen gebracht hat. Die Schwulen sind die Kriegsgewinner der Frauenbewegung.

Peter Rehberg: So wie ich die Lagerbildung wahrnehme, gibt es die einen, die sagen: Diese Ausdifferenzierung, die in den letzten 30 Jahren stattgefunden hat, bringt nicht so viel, wir müssen zu einer schlagkräftigen linken Position zurück, gerade wenn es um eine Verteidigung nach außen geht, wenn man zum Beispiel sagt: Berlin ist von 30 Prozent AfD-Wähler*innen in Brandenburg umzingelt. Das heißt in der Konsequenz, dass das, womit sich die Queer Theory in den letzten 30 Jahren beschäftigt hat, also Judith Butlers Kritik am Gender-Essentialismus, das Hervorstreichen von Performativität, die Bedeutung von Intersektionalität – dass man also auch innerhalb der queeren Szene Machtverhältnisse kritisiert –, dass das wieder abgewickelt wird. Man kann aber nicht wieder zurück in die 70er Jahre. Du kannst die Frage von Gender nicht ohne die Frage von Rassismus stellen, weil in dem Moment, wo du über Männlichkeit sprichst, sprichst du immer auch über das Verhältnis von weißer Männlichkeit zu anderen Männlichkeiten.

Wolfgang Theis: Wenn nur noch mit Judith Butler argumentiert wird, fühlen sich bestimmte Gruppen außen vor, es ist zu akademisch, zu abgehoben, nicht mehr deren Lebenswirklichkeit.

Recep Özdas: Ich habe mit Peter in der Bibliothek und dem Archiv gearbeitet und versucht, das Schwule Museum mit migrantischen Organisationen zu verbinden. Das ist gescheitert, muss ich zugeben. Das Museum hat Probleme, mit anderen Communities zusammenzuarbeiten, mit Geflüchteten zum Beispiel. Alle finden das gut, aber niemand tut etwas. Die stecken in einer sehr rationalen, deutschen, bürokratischen Struktur fest. Wenn ich könnte, würde ich einfach sagen: Okay, kommt vorbei, arbeite hier, das ist ein Anfang, eine Verbindung. Aber die Leute vom Museum sagen: Aber Recep, samstags haben wir geschlossen und wer hat dann einen Schlüssel? Sie planen alles! Diese Kultur steht im Widerspruch zu einem queeren Mindset.

Wolfgang Theis: Es gibt nicht nur zwischen Schwulen und Lesben Knirschenstellen, sondern auch zwischen den Generationen. Das ist fehlender Respekt. Aber ich meine, wenn man reflektiert, wie man selbst mit 20 war, dann relativiert sich das auch wieder. Natürlich ist es merkwürdig, wenn man sich nach 30 Jahren Museumserfahrung von einem 20-jährigen erzählen lassen muss, wie man Ausstellungen machen sollte. Das ist schon hart. Aber ohne geht's ja nicht. Heute ist alles so ideologisch. Man muss sich immer ganz genau ausdrücken, man kriegt unterstellt, dass man rassistisch ist und all so was. Wir alten weißen schwulen Männer haben ja auch etwas getan für unsere Privilegien, die sind nicht vom Himmel gefallen. Vor allem: Was heißt weiß? In der Regel ist die deutsche Gesellschaft überwiegend weiß. Der Critical-Whiteness-Diskurs entstammt dem akade-

Fortsetzung auf Seite 22



68

Länder weltweit haben Gesetze, die homosexuelle Handlungen unter Strafe stellen (können). In 6 Staaten können Verurteilte mit dem Tod bestraft werden

Quelle: Bundesregierung

49

Menschen starben 2016 beim Anschlag auf einen Nachtclub in Orlando. Der Club war vor allem unter Homosexuellen beliebt

Quelle: CNN

Fortsetzung von Seite 21

mischen amerikanischen Milieu und passt bei uns nicht immer.

Till Amelung: Schwule weiße Männer sind nicht privilegiert. Es gibt nach wie vor Studien, die bestätigen, dass es Schwulen und Lesben im Vergleich zur Heterosexuellen im Durchschnitt schlechter geht, der Anteil ist höher, der psychische Erkrankungen hat, gestresst ist. Natürlich ist insgesamt etwas besser geworden, man kann Bürgermeister von Berlin werden oder Außenminister, aber das heißt ja nicht, dass es allen schwulen Männern so geht. Es wird mit diesen Kategorien weiß/schwul/cis ein Bild vermittelt, das nicht an Differenzierung interessiert ist.

Peter Rehberg: Ich finde junge Queers manchmal auch naiv oder ahistorisch. Wir haben hier ungefähr 60 Ehrenamtliche, die uns helfen in der Bibliothek, im Archiv, im Café oder bei der Aufsicht. Die meisten von denen sind schwule Männer, das hier ist auch ein kulturelles Zuhause. Viele fühlen sich dem Museum seit 20 Jahren verbunden. Das ist eine Generation von schwulen Männern, für die HIV eine ganz andere Rolle gespielt hat als heute. Die Tragödien, die sich abgespielt haben. Denen kannst du nicht einfach vor die Füße knallen: Ihr seid weiße Cis-Männer und müsst jetzt mal eure Macht im Museum abgeben. Das clast einfach. Diese Kategorie, die ja als Machtanalyse zutrifft, trifft hier auch manchmal ins Leere, weil es natürlich nicht so ist, dass alle weißen schwulen Männer in einer privilegierten oder ökonomisch abgesicherten Position wären. Mit diesem Widerspruch muss man umgehen. Vielleicht ist es auch ein Recht der Jugend, mit einer gewissen Arroganz aufzutreten – aber da sind die Feindbilder in der Wirklichkeit nicht so stabil, wie oft getan wird.

Birgit Bosold: Es geht bei den aktuellen Konflikten in den queeren Communities um Verletzungen. Darum, nicht für die eigene Lebensleistung anerkannt, nicht gesehen zu werden. Etwas bei den Auseinandersetzungen zwischen den Second-Wave-Feministinnen und jüngeren Queerfeministinnen. Ich vermisse auch manchmal die alten Zeiten mit den vielen Lesben- oder Frauenkneipen und einer quicklebendigen großartigen Lesbenszene. Aber ich verstehe auch, dass das offenbar nicht mehr gebraucht wird, weil für

junge Queers andere Allianzen wichtig sind, andere kollektive Formen. Alle Konflikte, die wir haben, laufen ja so ähnlich in der Gesamtgesellschaft. Da gibt es auch Leute, die sich nach dem alten Geschlechterregime zurücksehen, in dem biologische Merkmale den gesellschaftlichen Status bestimmt haben. Ein anderer Großkonflikt, der sich in der queeren Community abbildet, ist der um die Entkolonisierung der Gesellschaft. Wir leben in einer Einwanderungsgesellschaft und das bedeutet, dass die, die von Rassismus betroffen sind, eine Stimme haben und die auch nutzen und der sogenannten Mehrheitsgesellschaft die Definitionsmacht streitig machen.

Wolfgang Theis: Der Dialog mit der Jugend ist schwierig. Das ist leider eine Erfahrung, die man mit zunehmendem Alter macht, dass man eigene Erfahrungen nicht vermitteln kann. Aber die Jugend hat das Rad ja immer neu erfunden. Wir als junge Schwule, vor 50 Jahren, haben natürlich die damalige Schwulenbewegung, die bürgerliche, die sich immer anständig und angepasst präsentiert hat und gegen den Paragraphen 175 gekämpft hat, die haben wir ja auch vor den Kopf gestoßen, weil wir uns Schwule nannten, das war ja eins der schlimmsten Schimpfworte. Die haben sich homophil genannt, offiziell hatten die auch keinen Analverkehr, das war eins der größten Tabus überhaupt, und wir haben uns darüber hinweggesetzt, mit viel Bibbern und Angst. Das Vorbild waren die Black Panthers in Amerika, die gesagt haben: Black is beautiful. Die haben Begriffe so umbesetzt. Als wir uns „Schwules Museum“ nannten und abhängig waren von alten Herren, die uns was zur Geschichte geben oder erzählen sollten, die waren immer ganz entsetzt, wieso wir uns nicht Freundschaftstempel oder Museum der Homophilen nannten.

Birgit Bosold: Der Name muss geändert werden. Wir hatten vor zehn Jahren diese Debatte und konnten uns nicht durchringen, das Ganze „Queeres Museum“ zu nennen, weil zu der Zeit noch nicht klar war, ob sich der Begriff durchsetzt. Ich würde sagen, dass es jetzt so ist.

Wolfgang Theis: Ich finde den Namen immer noch gut. Irgendwann wird er wohl mal gecancelt, aber das ist halt ein Markenzeichen. Wir waren das erste schwule Museum und wir sind Vorbild für alle, die es inzwischen gibt.



Wenn wir früher Quittungen brauchten, haben die Leute gefragt: Schulmuseum? Nein, schwul, mit w! Jede Quittung war ein Emanzipationsakt.

Peter Rehberg: Natürlich fühlen sich Schwule von diesem Ort anders angesprochen als andere, solange das Museum „Schwules Museum“ heißt. Das ist ein Handicap, wenn wir uns also queer in einem inklusiven Sinn verstehen, und das tun wir. Ich finde aber, wir sollten den Namen trotzdem behalten. Die Kategorie „queer“ ist im Deutschen sehr abstrakt. Sie bedeutet irgendwas mit lesbisch und schwul und mehr als das. Manchmal neigt sie auch dazu, inhaltsleer zu sein. Da steht dann „queer“ drauf und irgendwie klingt das hip. In den USA ist es anders. Als ich in Amerika unterrichtet habe, gab es ältere schwule Kollegen, die es von sich gewiesen haben, als queer bezeichnet zu werden, weil das Wort für diese Generation noch

eine Beleidigung war. In Deutschland erinnert „schwul“ an die Geschichte des Paragraphen 175, „schwul“ ist ein Schimpfwort auf Schulhöfen, immer noch.

Recep Özdas: Ich hoffe, es wird sich etwas ändern in den nächsten Jahren. In Kreuzberg und Neukölln sind viele schwule Migranten, viele sind nicht geoutet, Schwule in muslimischen Umgebungen, Sexarbeiter, denen es wirklich nicht gut geht. Das ist queer für mich. Das Schwule Museum ist angepasst, was die Regierung angeht, was die Welt angeht. Lasst uns nicht über schwule europäische Litteraten reden, wir brauchen Oscar Wilde nicht, jeder kennt ihn. Geh in einen Buchladen und kauf dir Dorian Gray. Die schwulen Escorts aus Westafrika sollten stattdessen dieses Museum benutzen. Wir müssen die Gesellschaft erreichen, nicht nur unser persönliches Umfeld.

Was ist was?

Cis, trans, non-binär – da verlieren manche schon mal den Überblick. Aber so kompliziert ist es gar nicht. Wussten Sie zum Beispiel, dass „Hete“ umgangssprachlich für „heterosexuell“ verwendet wird? Falls ja, sind Sie schon klüger, als die Bild ihre Leser*innen einschätzt. Die hat Fahri Yardims Interview-Aussage, er sei „eine staubtrockene Hete“, mit einer Erklärung versehen. Schließlich sollen alle mitbekommen, dass Yardim nicht auf Männer steht. Und das, obwohl er ständig seinen Schauspielkollegen Christian Ulmen berührt. Höchst verdächtig!

Lesbisch
Sie liebt sie.

Schwul
Er liebt ihn.

Bi
Er liebt sie und ihn. / Sie liebt ihn und sie.

Trans
Sie haben ein anderes Geschlecht als das, was ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Manche wollen ihren Körper an ihr Geschlecht angleichen, andere nicht.

Inter
Vom Körper her weder den typisch männlichen noch den typisch weiblichen Normen entsprechend.

Queer
Alles, was die gesellschaftlichen Normen bezüglich Sexualität und Geschlecht in Frage stellt.

Non-binär
Vom Kopf her weder ganz weiblich noch ganz männlich oder keins von beiden.

Cis
Vom Kopf her das Geschlecht, das bei der Geburt zugewiesen wurde.

Michael Kees

351

Straftaten, die sich gegen die sexuelle Orientierung richten, erfasste das Bundeskriminalamt 2018. Davon waren 97 Gewalttaten

Quelle: Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat

23.

Platz für Deutschland in einem Ranking der LGBTI-freundlichsten Urlaubsländer. Im Vorjahr war es Platz 3. Grund für die Abstufung: Gewalt gegen LGBTI-Personen

Quelle: Spartacus Gay Travel Index 2019

taz reisen
In die Zivilgesellschaft



Foto: Susanna Kaufmann

Wie es Euch gefällt: Europa oder arabische Welt

REISEN IM HERBST 2019 (AUSWAHL)

Gruppenreisen für Individualist*innen in Begleitung von taz-Korespondent*innen

Tel-Aviv - Bethlehem - Hebron - Ramallah - Jericho - Nablus - Jerusalem

PALÄSTINA mit Thomas Hartmann
4. bis 14. September, ab 2.640 € (DZ/HP/Flug)

Kreative Initiativen gegen die Wirtschaftskrise

ATHEN mit Rodothea Seralidou und Alexander Theodoridis
14. bis 20. September, ab 990 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Palermo - Corleone - Syrakus - Noto - Catania

SIZILIEN mit Michael Braun
19. bis 26. Oktober, ab 1.490 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Tunis - Kairouan - Sidi Bouzid - Gafsa - Djerba - Dahargebirge - Mahdia

TUNESIEN mit Edith Kresta
30. September bis 12. Oktober, ab 1.580 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Spaziergänge durch das lebendige Berlin mit Projekt-Besuchen

BERLIN mit verschiedenen taz-Redakteur*innen
9. bis 12. Oktober, 390 € für 4-Tagesprogramm inkl. 2 Abendessen (ohne Anreise / ohne Übernachtung)

Hauptstädte Spaniens und Kataloniens mit Ausflug nach Toledo

MADRID/BARCELONA mit Reiner Wandler
19. bis 27. Oktober, ab 1.490 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Alle Infos (Programm, Preise und Leistungen, Reiseveranstalter etc.) zu den taz-Reisen unter:
www.taz.de/tazreisen oder unter Telefon (0 30) 2 59 02-1 17

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin



Conrad Lehmann auf der Couch in seiner Wohnung

Herr Lehmann sucht die Liebe

Nach 32 Jahren Ehe mit einer Frau merkte Conrad Lehmann, dass er auf Männer steht. Das war vor 18 Jahren. Damals begann eine Suche nach Liebe, die bis heute anhält

Von Jonas Weyrosta (Text) und Julia Baier (Fotos)

Conrad Lehmann erzählt gerne von früher, und es klingt ein bisschen so, als sei die Vergangenheit ein süßer Kuchen und die Gegenwart nur dunkles Brot. Er sitzt in seinem Wohnzimmer im Wedding, einem Stadtteil Berlins. Draußen macht es der Wind den Menschen gerade ungemütlich, drinnen zupft Conrad Lehmann unsichtbare Fusedeln von der weißen Decke auf der Couch im holzvertäfelten Wohnzimmer.

Bunte Kunstblumen, düstere Holzmasken, ausgestopfte Nagetiere zieren den kleinen Raum. Überall steht etwas herum. „Mein Reich“, nennt Lehmann seine Wohnung. Er ver-

bringt viel Zeit hier. Neben der Couch brummt ein alter Computer, die Tastatur ist abgenutzt.

Der 70-jährige könnte ein kräftiger Zwilling von Peter Lustig sein, ein wenig ernster blickt er drein. An den Wänden kleben Fotos, sie dokumentieren den gemeinsamen Weg mit seiner Frau. Als junges Paar, dann die Hochzeit, eine gemeinsame Tochter, ein Enkelkind. Daneben hängt ein Bild von einem jüngeren Mann. Es erzählt von Lehmanns neuem Leben. Nach 32 Jahren Ehe hatte Lehmann seine Frau verlassen, für einen Mann. Lehmann ist von Kreuzberg in den Wedding gezogen, in eine eigene Wohnung, die seine Tochter auch 18 Jahre später noch nie betreten hat.

Nicht weil Papa plötzlich

Männerliebe, es habe sich einfach nie ergeben, so sagt es Lehmann. Er sagt auch, er liebe seine Frau noch immer. Aber das sei eine andere Liebe. Er suche bis heute nach den richtigen Worten, um das zu beschreiben. Ihn bei dieser Suche zu beobachten erzählt viel über das Liebesverständnis einer Generation, die in der Regel früh Partnerschaften einging und nur selten über ein anderes mögliches Leben nachdachte. Weil man es nicht wollte. Oder nicht konnte. Bis vor 17 Jahren führte Lehmann sein Leben, wie seinen Beruf. Streng nach Vorschrift. In Uniform.

„Ich ersticke manchmal fast an der Normalität“, sagt Lehmann. So sieht er das jedenfalls heute. Lehmann war erst Hilfs-

soldat der britischen Alliierten in Berlin, dann Pförtner bei einer großen Versicherung. Er liebte seine dunkelblaue Pförtneruniform. Heute ist er Rentner. Manchmal kauft er sich ein Pilotenhemd im Kaufhaus, das mit den Schlaufen auf den Schultern, darin fühle man sich wichtig, meint er.

Ein Abend mit Kollegen im Dezember 2001 ließ sein Leben aus den Fugen geraten. Danach war alles anders. Die große Welt ist da schon seit ein paar Wochen im Ausnahmezustand wegen des Terroranschlag auf das World Trade Center in den USA. Lehmanns Jahre davor waren nicht einfach. Der Alkohol. Viel Alkohol. Das war vorbei. Von seiner Liebe zur Nacht allerdings kann er nicht lassen. Zu tritt



Sein Großvater, Zimmermann, hat die Figur geschnitzt

sind sie an diesem Abend, drei Pförtner. Sie ziehen nach getaner Arbeit Richtung Hermannplatz in Berlin-Neukölln; sie sind aufgekratzt wie Teenager und landen in einer Schwulengruft, im „Ficken 3000“. Drinnen huschen dunkle Gestalten eine Kellertreppe hinunter. „Das war, als habe man uns in eine fremde Welt geworfen“, erinnert sich Lehmann.

Seinen Kollegen wird es im Ficken 3000 schnell zu bunt, Lehmann bleibt. Drei D-Mark hatte er für sein Wasser bezahlt, er wollte es austrinken. Es gefällt ihm unter Männern. Dass Lehmann Männer auch mehr mögen könnte, diesen leisen Gedanken hatte er schon vor dieser Nacht manchmal gehabt. „Aber ich konnte ihn damals nicht zulassen“, sagt er. Einen Kollegen mochte er besonders, mit ihm konnte Lehmann viel lachen. Sie planten ihre Schichten gemeinsam, tranken Bier nach getaner Arbeit. „Was Männer eben so tun“, sagt Lehmann.

„Es gab Schwulsein in meiner Welt einfach nicht.“ Da war nur eine Sehnsucht, wonach,

Fortsetzung auf Seite 24

taz **abo**

Abopremie: Die Little Sun Diamond des Künstlers Olafur Eliasson ist Teil eines globalen Projekts für sauberes Licht. Die kleine, federleichte Stehlampe mit Solarmodul (für fünf Stunden helles und danach mehrere Stunden gedämpftes Licht) ist vielfach einsetzbar, ganz ohne Steckdose oder Batterien.

Der Ständer ist abnehmbar, und mit dem Trageband können Sie sich die Lampe auch einfach um den Hals hängen.



Die taz fürs Wochenende

Zeitung lesen, wenn Sie Zeit haben

Immer schon war die taz mehr als eine Zeitung: radikal unabhängiger und zuverlässig überraschender Journalismus, organisiert als Genossenschaft, getragen von ihren Leserinnen und Lesern.

Ein Abonnement der taz am Wochenende kostet nur 16,90 Euro/Monat. Eine Prämie bekommen Sie für ein unbefristetes Abo mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr. Auslandsabo zzgl. Porto: 1,80 Euro / Ausgabe. (030) 2590 2590 | abomail@taz.de

Abonnieren Sie die taz am Wochenende! taz.de/we

Fortsetzung von Seite 23

das konnte er damals nicht sagen. Dann stellt sich ein Mann neben ihn an die Bar. Hendrik, ein Ingenieur. Breite Schultern, tiefe Blicke. Lehmann mag, wie Hendrik spricht, wie er auswendig aus Büchern zitieren kann, Bücher, die Lehmann gar nicht kannte.

„Ich fühlte mich so klein neben ihm. Aber ich mochte dieses Gefühl.“ Sie unterhalten sich bestimmt drei Stunden, dann gehen sie zu Hendrik, er wohnt um die Ecke. Ein Kuss. Viele Küsse. Hendriks Hand streicht über Lehmanns Knie, er öffnet den Reißverschluss seiner Hose. Dann befriedigt er ihn mit dem Mund. Lehmann genießt, aber es fühlt sich fremd an. So erzählt er es heute. Danach will er sofort nach Hause.

Zurück zu seiner Frau. Als er sich neben sie legt, spät in der Nacht, kreisen die Gedanken in seinem Kopf: Es war doch nur Sex. Ist das überhaupt schon Sex? Das muss ja alles nichts bedeuten. Ein Abenteuer. Wild. Fremd. Schwul, er? Nein. Wirklich nicht.

Noch immer konnte er sich diesen Gedanken nicht erlauben. Tucken, Tunten, Knickhände, so war es Conrad Lehmann gewohnt, Schwule zu beschreiben.

Als Jugendlicher spielte er mit Freunden „Schwulenklatzen“. Sie laueren vor öffentlichen Toiletten und erschrecken die Männer, die sich darin vergnügten. Seine eigenen Erzählungen irritieren ihn schon lange nicht mehr, sagt er. Als sei über den Unfug von damals ein ganzes Leben gewachsen.

Conrad Lehmann ist ein Mensch, der sich über sich selbst ärgern könnte, aber sich dagegen entschieden hat. Soweit das eben geht. Ärgern kann er sich nur über schwulfeindliche Äußerungen heute, nicht damals. Damals gehörte er noch nicht dazu.

Die Liebe nicht länger verbergen

Vor seiner Begegnung mit Hendrik kannte Lehmann keine Schwulen. Mit seinem Vater war er einmal im Theater. „Ein Käfig voller Narren“, hieß das Stück. Darin kann ein homosexuelles Paar seine Liebe nicht länger vor der Familie verbergen.

Lehmann mochte das Stück. „Ach du Scheiße“, sagte hingegen der Vater in der Pause. „Die stellen sich in Weiberkleidern auf die Bühne und werden auch noch beklatscht.“ Als der Vater auf die Toilette muss, bittet er Conrad dann vorsichtshalber doch mitzukommen. Lehmann kann das heute mit einem Schmunzeln erzählen. Der Vater ist tot, damit sei das Thema abgehakt, sagt er.

In der Welt von Conrad Lehmann hatten immer die Männer das Sagen. Die Lehmanns waren Zimmermänner, ein Familienbetrieb. Conrad hatte kein Talent fürs Handwerk, der Vater steckte ihn in einen Laden für Dekorationsartikel. Wurde er als Kind krank, fuhr seine Mutter mit ihm hoch auf den Berliner Fernsehturm, da war die Luft frischer. Urlaub machte man auf den Campingplätzen um Berlin. Er sei nie weit gereist, sagt Lehmann.

Er klingt nicht unzufrieden. Nur, wenn es um seine Frau geht, dann werden seine Töne leiser, zögerlicher. „Ich habe meine Frau mit meinem Lebenswandel schwer belastet.“ Dezember 2001, ein paar Tage nach der Nacht mit Hendrik. „Engelchen, pass mal auf, ich weiß nicht, was mit mir los ist. Ich muss mich neu finden“, sagt Lehmann zu seiner Frau.

Wenig Platz, aber viel Liebe zum Detail: das Schlafzimmer von Conrad Lehmann



Er will ausziehen. Die beiden Männer hatten sich wieder und wieder getroffen. Und Lehmann weiß, er wird immer wieder auf Hendriks Couch landen. Er will Abstand gewinnen, zu seiner Frau, zu sich. Sie fragt ihn, ob eine andere Frau dahinter steckt. Nein, antwortete Lehmann und ist froh, dass er nicht lügen musste. Jedenfalls nicht richtig.

„Ich wusste nur, ich möchte nicht nach meinem Freund riechen, wenn ich zu ihr ins Bett steige.“ Ab diesem Tag liegt ein Geheimnis zwischen den beiden, wenig später auch zwei Wohnungstüren und eine halbe Stunde Fahrt mit der Bahn.

Seine neue Freiheit kann er am Anfang nicht richtig genießen. Er ist zerrissen, ihn plagt das schlechte Gewissen. Sich selbst gefunden zu haben fühlt sich falsch an. Weil er gleichzeitig seine Welt, seine Frau, zu verlieren scheint. „Ich hatte meine Frau alleine gelassen.“

Seine Frau, die immer selbstlos für ihn da war. Auch in schweren Zeiten. Sie, die morgens mit Wut im Bauch aus dem Bett stieg, wenn er sich wieder mal betrunken und nachts durch die Wohnung geläut hat und das Bett nicht fand.

Bis heute bewahrt Lehmann die Briefe von damals an seine Frau auf. Er führt ein Buch mit Lebenserinnerungen, darin erklärt er sich, jedenfalls hofft er das. „Du kannst mir glauben, auch ich bin innerlich zerrissen“, schreibt er an seine Frau, „ich weiß nicht, was los ist, wo ich hingehe, wer ich bin – ich habe eine echte Identitätskrise und ich habe ein ganz schlechtes Gewissen, weil ich weiß, dass ich Dich durch mein Verhalten belaste.“ Er möchte seine Frau nicht verlieren.

Aber er kann nicht mehr mit ihr zusammen sein. Es vergeht ein Jahr in getrennten Wohnungen. Als Hendrik will, dass sich Lehmann scheiden lässt, antwortet er, dass er doch zu seiner Frau gehöre. „Wir sind zusammengewachsen.“ Es ist, als



Hans-Peter war wie eine Blüte, unscheinbar, solange sie geschlossen ist

Conrad Lehmann, Suchender

weinen, wenn es niemand mitbekommt. In einem langen Gespräch bestätigt Lehmanns Ehefrau alle Schilderungen ihres Mannes. In dieser Geschichte möchte sie dennoch nicht namentlich auftauchen. Ihre Meinung zu alldem sei nicht wichtig, sagt sie. Die meisten ihrer Sätze beginnen mit „meine Wenigkeit“. Das Erzählen überlässt sie lieber ihm.

„Wir sind nicht getrennt, wir leben nur nicht zusammen“, sagt Conrad Lehmann. Er sagt es nicht ohne Stolz.

Heute sehen sich die beiden noch einmal wöchentlich. Dann trinken sie eine Tasse Kaffee und reden. Über das Wetter, die Nachrichten, ihre Tochter, aber wenig über sich. Sie sitzen auf der Couch in Lehmanns Wohnzimmer.

Sie drückt ein Kissen vor ihren Bauch. Er dreht an seinem Ehering. „Der passt wieder“, sagt Lehmann. Er hat ein paar Kilo abgenommen. Seine Frau blickt auf und nickt unbeholfen. Auf dem Papier ist ihre Ehe nicht zerbrochen, eine Scheidung kam für beide nicht in Frage, als gehöre das eben zu den Aufgaben, die eine Ehe meistern müsse. In guten wie in schlechten Zeiten.

Nur, dass Lehmanns Homosexualität nichts ist, woran man arbeiten kann. Nichts, das sich irgendwann erübrigen wird. Doch auch nach 18 Jahren gibt es immer noch Menschen in ihrem Umfeld, die von Lehmanns Lebenswandel nichts wissen. Nichts wissen sollen. Man wahrnt den Schein. An sensiblen Daten, Weihnachtsen, Silvester, übernachteten sie beieinander, erzählt Lehmann. „Für die Familie“.

Müsste Lehmann heute nicht glücklich sein, wo er zu sich selbst steht – anders als viele Jahre seines Lebens? Sein Coming-out wirkt auf junge Schwule manchmal wie stecken geliebten. Lehmann sieht das nicht so, er würde einfach am liebsten in beiden Welten leben – und ja, warum nicht? Viele männliche Bekanntschaften schauten ihn ratlos an, sagt er, wenn er immer wieder von seiner tiefen Liebe zu seiner Frau spricht.

Unter Schwulen gilt er bald als die Hete, die sich nicht von seinem alten Leben lösen kann.

wenn er manchmal mit mehreren Männern ins Bett steigt, geht er doch jedes Mal alleine nach Hause. Ihm fehlt eine echte Beziehung, sagt er. Wie mit seiner Frau.

Die Berliner Schwulenszene kommt ihm grell und laut vor. Lehmann ist nicht grell und laut. „Viele hier suchen nur den unverbindlichen Sex. Sie flattern von einem zum nächsten. Dann haufen sie ab, bevor es wehtun könnte.“

Manchmal denkt Lehmann, das Alleinsein, das könnte der Preis dafür sein, dass er sich selbst finden durfte. Doch je älter er wird, umso schwerer fällt es ihm, das zu akzeptieren. Es fühle sich für ihn an wie eine Reise in Dauerschleife.

Conrad Lehmann sucht einen Mann, mit dem es ist, wie es mit seiner Frau mal war. Eine Beziehung, in der er alt werden kann. In der man sich umeinander kümmert. Er sucht Nähe; was er findet, ist Sex. Dabei gab es durchaus Männer, die er wieder und wieder getroffen hat. Mit Hans-Peter hätte es was werden können. Ein gedrungener, unauffälliger Mann. „Eine graue Maus“, sagt Lehmann.

Sich zugehörig fühlen, ohne dazuzugehören

Als er ihn zum ersten Mal sieht, weiß Lehmann, ihn wird er so schnell nicht los. Hans-Peter bleibt fünf Jahre. Lehmann stellt ihn auch seiner Frau vor. Beim Verabschieden flüstert sie ihm ins Ohr, Hans-Peter könnte ihr auch gefallen. Lehmann hört das so gerne.

„Hans-Peter war wie eine Blüte, ganz unscheinbar, solange sie geschlossen ist. Wenn sie aufblüht, dann stehst du da und sagst wow.“ Hans-Peter sei anders gewesen als die oberflächlichen Bekanntschaften im Club. Er wollte viel sprechen, liebte die Oper und gutes Essen. Und Lehmann liebte, was Hans-Peter liebte. Sie streiten kaum, wenn doch, dann ging es immer um Geld. Hans-Peter verdiente viel. Abend für Abend zahlte er die Rechnungen.

In Lehmann reift das Gefühl, dass er Hans-Peter etwas schuldi sei. „Da war oft das Gefühl, dass ich das zu Hause abarbeiten müsste.“ Er spricht diesen Gedanken aus, Hans-Peter verlässt gekränkt und wortlos die Wohnung. So erzählt es zumindest Lehmann. Es ist, als hätte er einen Satz in die Welt entlassen, den man nie wieder zurückholen kann.

Lehmanns restliche Sachen kommen mit der Post. Hans-Peters Bild hängt bis heute an der Wand in Lehmanns Wohnzimmer. Seit vier Jahren ist Lehmann alleine. Er sitzt oft in seinem Wohnzimmer, surft im Internet, sucht Kontakt. Manchmal flattert noch ein Mann vorbei. Keiner bleibt. In seinem Tagebuch kreisen wieder die Gedanken. „Ich weiß immer noch nicht, wer ich bin. Ich suche mich weiterhin. Was ist, wenn ich mich kenne? Wenn ich weiß, wer ich bin? Was fange ich dann damit an?“, schreibt er.

„Man mag mir in Liebe verbunden sein, jeder auf seine Art, dann wäre mein Leben reich – und nicht vergebens.“ Darunter klebt ein Bild von seiner Frau. „Wir beide können uns aufeinander verlassen, sind gemeinsam durch ein Leben gegangen.“

Wenn Lehmann und seine Frau sich abends nach ihrem Treffen voneinander verabschieden, dann küssen sie sich. Flüchtig.

Jonas Weyrosta ist freier Autor in Berlin.

Julia Baier ist Fotografin aus Berlin.



Auf dem Tisch steht eine Engelstasse, seine Frau nennt er „Engelchen“

würde Lehmann in beiden Welten zu Hause sein wollen. Hendrik geht und kommt nie wieder.

Ein Jahr später, Heiligabend. Bevor die Familie zum Weihnachtsessen zusammenkommt, machen Lehmann und seine Frau einen langen Spaziergang durch das verschneite Berlin. Sie schweigen lange. „Mein Engelchen, ich weiß jetzt, was mit mir ist“, beginnt er, „Ich bin schwul, ich stehe auf Männer.“

Das musste ich auch erst einmal verstehen. Aber jetzt weiß

ich es.“ Sie schweigt. Dann fragt sie, was das nun für sie als Paar bedeute. Er sagt, dass er sich nicht scheiden lassen wolle. Weil er sie weiterhin liebe, aber eben nicht mehr begehre. Weil er sie brauche, aber eben nicht nur sie. Er will die Familie behalten und vergisst dabei zu fragen, was seine Frau eigentlich will. Das weiß Lehmann heute. „Sie sagte, sie sei glücklich, wenn ich glücklich bin.“

Heute weiß er auch, dass seine Frau gelernt hat, dann zu

„Manchmal fühle ich mich, wie sich ein Deutschtürke fühlen muss: In keiner Welt zu Hause.“

Nach Hendrik kommen noch viele Männer in sein Leben. Die meisten suchen schnellen Sex.

Ein Abenteuer jagt das nächste. Besonders jüngere Männer stünden auf ihn, sagt Lehmann. Den Schmutzbearen mit dem grauen Vollbart. „Die sehen in mir einen Opa, einen Vatersersatz, an dem sie sich abregieren können.“ Meistens gefalle ihm dieses Spiel. Auch